

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 113 (2017)

Heft: 1

Rubrik: Rezensionen = Comptes rendus de livres

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen – Comptes rendus de livres

BELLWALD, WERNER U. A. (HG.): Ried im Lötschental und das Haus von Bergführer Peter Siegen. Kleine Festschrift zum 400. Geburtstag des Wohnhauses, in dem unter anderen Bergführer Peter Siegen (1825–1906) lebte

Mit Texten von Hansruedi Krütti, Doris Forster, Vera Tobler und Werner Bellwald. Ried: Selbstverlag 2016. 108 S., ill.

Ein schönes Buch – ein spezielles Buch aber auch! Die privat verlegte, gleichwohl sorgfältig gestaltete und hochwertig gedruckte Schrift führt die Lesenden ins volkskundlich-kulturwissenschaftlich wohlbekannte und bestens erforschte Lötschental und fokussiert da einen kleinen Weiler weit hinten in diesem Bergtal: Ried bei Blatten mit seinen elf Wohnhäusern und zahlreichen Ställen und Speichern. Eines davon hat 2016 einen runden Geburtstag – Anlass zum Buch «über das Haus, über den Weiler und ein paar Dinge drumherum» gab der Fund der in einen Deckenbalken des Hauses eingeschnitzten Jahreszahl 1616. So haben sich einige BewohnerInnen Rieds – in ihrer Mitte der umtriebige Kulturwissenschaftler Werner Bellwald – aufgemacht auf eine multiperspektivische und vielstimmige Reise, die persönliche Vorlieben, individuelle Interessen und biografische Prägungen nicht vornehm ausblendet, sondern bewusst thematisiert. Es handelt sich nicht um ein stringent aufgebautes Buch mit formulierter Fragestellung und leitenden Thesen,

sondern um einen Strauss verschiedenartiger Texte, historischer Aufnahmen und grossformatiger Bilder. Daraus ist ein regionales Erinnerungs-, Lese- und Schaubuch entstanden, das sich vorwiegend an die lokale Bevölkerung richtet, in dem sich allerdings viel Wissenswertes versteckt und viel Potenzial für eine volkskundliche Kulturwissenschaft schlummert.

Querformatig und mit zahlreichen Abbildungen von verschiedenen Amateurfotografen führt uns das Buch in leicht lesbarer und erfrischend unakademischer Sprache an Erkenntnisse zu Haus- und Siedlungsforschung, zu Archäologie, zu Biografie, zu Sagen und Erzählforschung und mündlich überliefelter Geschichte heran. Dass dies ohne Verklärung, unaufgeregt und in wohltuend lockerem Ton geschieht, verweist auf die wissenschaftliche Seriosität der AutorInnen. So werden auch «Nicht-Funde» vermerkt, offene Forschungsfragen angesprochen und Vorläufiges niedergeschrieben. Und die Wissenslücken, deren es bei einem entsprechenden Mikroblick viele gibt – beispielsweise relativieren dendrochronologische Untersuchungen das Baujahr 1616 und damit das Jubiläum teilweise –, werden nicht mit mythenumrankten Vermutungen, Fantastereien und Legenden aufgefüllt, sondern bleiben bestehen. Zudem gehen die Menschen, ihre Hoffnungen und Nöte nicht vergessen. Die Figur von Peter Siegen etwa, einem berühmten Bewohner des fraglichen Hauses, ist in ihrer Ikonenhaftigkeit

hoch spannend – Siegen erfüllte und nährte erfolgreich die Vorstellungen eines «Lötschentalers» als «perfekte Projektionsfläche urbaner Zuschreibungen» (S. 13).

Bemerkenswert ist das lebendige Bild der Vergangenheit und der siedlungs- und hausspezifischen Veränderungen, das aus dem Zusammenfügen verschiedener Informationen, Erinnerungen und Überlieferungen – Puzzleteilen gleich – vor dem inneren Auge entsteht. Virtuos wird beispielsweise das lokale, im Dialekt überlieferte Wissen mit den Angaben auf dem oft wiederverwerteten Bauholz oder auf den Giltofensteinen verbunden, kenntnisreich sind die Vernetzungen von Flurnamen und genealogischer Forschung und fruchtbar die biografische Nähe der Schreibenden zu ihren Themen. Spannend lesen sich etwa die «Haus-Renovations-Biografie» aus der Feder der jetzigen Hausbesitzerin Vera Tobler (S. 68–73) oder der Text über die Entstehung des «schweizerischen Sperrmüllmuseums» von Werner Bellwald in Ried.

An manchen Stellen hätte man sich allerdings etwas mehr Distanz zu den Personen gewünscht, und die über die raumgreifenden und landschaftsdominierenden Lawinenverbauungen geäusserten modernisierungskritischen Töne sind zwar inhaltlich verständlich, klingen in ihrer sarkastischen Formulierung aber etwas wohlfeil. Stellenweise verlangt der (meist transkribierte) lokale Lötscher Dialekt den unkundigen Lesenden einiges ab. Auch stellt sich bei der Lektüre der für sich stehenden Texte in ihrer lockeren Aneinanderreihung auf die Länge Ermüdung ein, einzelne der Texte sind etwas gar persönlich formuliert, sodass unklar bleibt, welches Publikum damit anvisiert wird. Vielleicht hätte es sich doch gelohnt, über eine stärkere inhaltliche Gliederung und eine thematische Vertiefung nachzudenken und diesen manches interessante Fundstück zu opfern. Über die touristische

Entwicklung und die Geschichte des bis heute erfolgreichen Hotels in Ried beispielsweise erfährt man nur Bruchstücke, und die ökonomischen Aspekte der in Ried mit dem Wohnhaus von Bernhard Siegen präsenten Maskenschnitzerei hätten eine Vertiefung verdient. Zwar finden sich dazu vom Herausgeber an anderen Orten einschlägige Publikationen, dennoch stellt sich bei der Lektüre der Wunsch nach mehr Information ein.

Nichtsdestoweniger funktioniert das Buch als Dokumentation eines Lebens- und Arbeitszusammenhangs in einer ländlichen Region, wie sie wohl so oft auch anderswo anzutreffen wäre. Dementsprechend ist der volkskundliche Quellenwert für spätere Forschungen nicht zu unterschätzen. Die technische Weiterentwicklung des digitalen Buchdrucks und die damit einhergehende Vereinfachung (und Verbilligung) der Buchgestaltung und -herstellung bieten ungeahnte neue Möglichkeiten für das Dokumentieren von Alltagskultur(en). Der volkskundliche Blick auf das «Normale» und «Gewöhnliche» (der hier bis ins Private geht) verbindet sich mit der faszinierenden Beschreibung einer Idylle des Kleinräumigen, des Einfachen und des Übersichtlichen – nicht umsonst heisst eine der Überschriften im Buch «Alles da ... was es braucht» (S. 4–5). Dass dazu auch Menschen mit ihren Hoffnungen und Wünschen gehören, wird in den persönlichen Texten evident, selbst wenn darüber Konflikte – die es wohl geben wird – ausgeblendet sind und deshalb nur vermutet werden können. Dem Sog, den dieser kleine Ort im Kanton Wallis ausübt, kann man sich trotzdem nur schwer entziehen. Schade also, dass die Schrift in einer limitierten Auflage von nur 100 Exemplaren erschienen ist. So kann sich glücklich schätzen, wer ein Buch ergattert – vielleicht sind im Zeitalter des Print-on-Demand allerdings bald weitere Exemplare greifbar. Man wende sich bei

Interesse getrost an den Herausgeber, der in unserem Kreis ja kein Unbekannter ist.

KONRAD J. KUHN

BOHN, THOMAS M.: *Der Vampir. Ein europäischer Mythos*

Wien: Böhlau, 2016, 368 S., ill.

Ausgehend von der Feststellung, dass der Vampir seit den 1970er-Jahren eine zunehmende Amerikanisierung und Domestizierung durchlaufen hat, will der Osteuropahistoriker Thomas M. Bohn die Geschichte des Vampirs als eines europäischen Mythos durchleuchten.

In der populären Imagination stammt der Vampir aus dem Osten – genauer aus Transsilvanien, dem Land hinter dem Wald. Diese Vorstellung geht vor allem auf Bram Stoker und seinen Gothic-Roman *Dracula* (1897) zurück. Jedoch zeigt ein Blick auf historisches Material und mündliche Überlieferungen, dass gerade in dem Gebiet der Mythos Vampir wenig verbreitet war. In der Figur des Vampirs bündeln sich negative Stereotypen über den Osten. Vor allem Südosteuropa wurde in Zentraleuropa im 18. und 19. Jahrhundert als Ort der Rückständigkeit verstanden. Der Vampir fungiert somit als Chiffre für Barbarismus, von dem das sich als zivilisiert verstehende Europa sich abgrenzen wollte. Die Vampir-Hysterie, die in den 1730er-Jahren in Teilen der K.-u.-k.-Monarchie in der Grenzregion zum Osmanischen Reich herrschte, wird mit Vorteil als Beispiel eines frühen Medienereignisses interpretiert.

Ausgehend von diesen Feststellungen leitet Bohn drei Hypothesen ab:

- Der Blutsauger/Vampir muss als eine Schöpfung des lateinischen Abendlands gelten.
- Der Vampirglaube muss mit Vorteil als eine Art des Umgangs mit Sündenböcken innerhalb von Dorfgemeinschaften Südosteuropas gelten.

– Es handelt sich dabei um die Revitalisierung eines gesamteuropäischen Mythos vom Schicksal der Verstorbenen.

Nach Bohn scheint die Heimat des Vampirs nicht so sehr im Osten wie im Westen Europas zu liegen. Ein Blick in Aufzeichnungen aus dem europäischen Mittelalter zeigt, dass die historischen Ursprünge des Vampirglaubens wohl auf Geschichten von schädigenden Leichnamen zurückgehen. Derartige Berichte finden sich in isländischen Sagas ebenso wie in Chronikerzählungen aus dem England des 12. Jahrhunderts oder aus Böhmen im 14. Jahrhundert. Die meisten Elemente des späteren Vampirglaubens finden sich bereits in diesen Texten, einzig das Element des Blutsaugens fehlt.

Wie Bohn feststellt, findet eine zeitlich nicht deckungsgleiche Wanderungsbewegung der Hexenverfolgung im 16. und 17. Jahrhundert von Westen nach Osten statt, der als Gegenbewegung etwa ein Jahrhundert später der Glaube an Vampire gegenübersteht, die nun aus dem Osten den Weg in den Westen finden. In Schlesien seien die beiden Vorstellungen aufeinandergetroffen, so biete sich diese Gegend als geografische und kulturelle Region an, wo sich Hexen- und Vampirglauben in der Frühen Neuzeit vermengten.

Anhand von Quellen belegt Bohn, dass sich im frühen Mittelalter in russischen Gebieten mit den *upir* vampirartige Gestalten finden, die aber bis ins 18. Jahrhundert der Vergessenheit anheimfielen. Anders ist das Bild auf dem Balkan, der als primäre Heimat der Vampire gilt: dort finden sich kaum Zeugnisse vor dem 18. Jahrhundert. Die frühesten Quellen entstanden gegen Ende des 14. Jahrhunderts mit der einsetzenden osmanischen Eroberung. Jedoch scheint auf dem Balkan und in Griechenland die Vorstellung verbreitet gewesen zu sein, dass Exkommunizierte nicht verwesen und zu Blutsaugern werden.

Lange war ein Nebeneinander von unterschiedlichen Begriffen für den

nächtlichen Blutsauger auszumachen. Der Begriff *Vampir* wird erstmals in der *Copia eines Schreibens aus dem Gradisker District in Ungarn* (1725) erwähnt, von wo das Wort dann seinen Siegeszug antrat. Wichtig für die Weiterentwicklung des Vampirglau-bens war die Zeit der Aufklärung. Diese Periode kannte eine «Neubestimmung des Verhältnisses von Körper, Seele und Geist» (S. 124), die bei der Genese des Vampirs ebenfalls eine Rolle spielte. Im Lauf des 18. Jahrhunderts wurde der Glaube an Vampire mit Aberglauben in Verbindung gebracht. Das Süd-Nord-Gefälle, das in der Antike vorherrschte, wurde in der Aufklärungszeit durch die Vorstellung des Unterschieds zwischen dem zivilisierten Westen und dem rückständigen Osten ersetzt. Das frühe 18. Jahrhundert kannte einen regen theologischen und medizinischen Diskurs über den Vampir, bevor er gegen 1800 Eingang in die erzählende Literatur fand.

Das 19. Jahrhundert mit seiner regen Sammlungstätigkeit führt in manchen Sagensammlungen zum Eingang des Vampirs. Nicht anders präsentiert sich die Situation in Polen, es zeigt sich kein einheitliches, sondern ein Veränderungen unterworfenes Bild des Vampirs, der oft mit dem Auftreten von Seuchen (Pest oder Cholera) in Verbindung gebracht wird. Wilhelm Mannhardt beginnt sich ab den späten 1850er-Jahren eingehender mit dem Vampirglau-ben zu befassen. Er arbeitet diesen als slawisches Element heraus, eine Deutung, die bis weit ins 20. Jahrhundert übernommen wurde. Zudem wurde die Heimat des Vampirs ab den 1870er-Jahren unter Bismarck im Zug der Verschlechterung der Beziehungen zu Russland ebendort angesiedelt. So blieb in Deutschland im 20. Jahrhundert die Tendenz vorhanden, den Glauben an Vampire als aus dem Osten importierten Aberglauben abzutun.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass der Vampir ein Produkt der Fantasie

und der Ängste der jeweiligen Zeit und Gesellschaften ist.

Bohns Studie über Vampire ist ein spannendes Buch, das mit einigen Vorstellungen über Vampire aufzuräumen vermag und Auskunft über die lang anhaltende Begeisterung für diese nächtliche Gestalt gibt. Der Verfasser zitiert viel aus dem umfangreichen Quellenmaterial, was ja sehr gut ist, um einen Eindruck vom Originalmaterial zu erhalten; zugleich finde ich diese Stellen immer etwas schwierig, weil für mich teilweise nicht klar ist, ob es sich dabei um genaue Übersetzungen slawischer Quellen oder doch eher um zusammenfassende Wiedergaben handelt. Für ein Buch, das sich an ein wissenschaftliches Publikum richtet, ist das meiner Meinung nach eine ungünstige Lösung. Dennoch wird dadurch das Verdienst, die europäischen Wurzeln des Bilds des Vampirs aufzuzeigen und der westeuropäischen Leserschaft weniger bekannte slawische Quellen zum Vampirglau-ben vorzustellen, nicht geschmälert.

MERET FEHLMANN

HERSCHE, PETER: Agrarische Religiosität. Landbevölkerung und traditionaler Katholizismus in der voralpinen Schweiz 1945–1960

Baden: hier + jetzt, 2013, 400 S., ill.

Es war lange das Arbeitsfeld der Religiösen Volkskunde im deutschsprachigen Bereich: ländliches Leben und brauchtümliches Handeln, Denken und Glauben in der Vormoderne und – eher selten – in der jüngsten Vergangenheit. Gegenwärtig ist diese Disziplin praktisch aus dem akademischen Forschungsbetrieb verschwunden; umso erfreulicher ist es, dass ein gelernter Historiker einen gesellschaftlichen und mentalen Bereich ausleuchtet, der zwar im Augenblick keine dominante Rolle spielt, aber vor wenigen Jahrzehnten

die Gesellschaft prägte und im allgemeinen Bewusstsein, nicht nur der Akademiker, nach wie vor höchst präsent ist. Es handelt sich um einen Historiker, der in seinem bisherigen Werk immer wieder die Affinität zum Fach des Rezessenten (Volkskunde, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie) unter Beweis gestellt hat und dem man gern einen Ehrenplatz in der eigenen Disziplin einräumen möchte.

Im Fokus stehen für Peter Hersche dieses Mal die zwei grössten Felder für Verlusterfahrungen in der europäischen Welt des 20. Jahrhunderts: der Zusammenbruch der traditionalen Landwirtschaft und das Ende der traditionalen Frömmigkeit (jedenfalls innerhalb des Katholizismus). Er näherte sich dem Thema mit den Methoden kulturgeschichtlicher Feldforschung im Exploratoren-Verfahren, wie es in der Schweiz etwa für den *Atlas der schweizerischen Volkskunde* mit Erfolg angewandt worden war. Anhand eines semistrukturierten Fragebogens führte er geleitete, aber halboffene Interviews mit etlichen Dutzend Frauen und Männern, die als Bäuerinnen oder Bauern aktuelle lebensgeschichtliche Erfahrungen mit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hatten und damit die Voraussetzung für eine qualitative Bewertung ihrer Aussagen boten; ein methodischer Weg, der mit Sicherheit einem grossflächigen Fragebogen-Verfahren vorzuziehen war, weil es hier nicht nur um persönliche Betroffenheit, sondern häufig auch um Verlusterfahrungen und Konflikte in relativ intimen Bereichen ging, die sich nur einem nachfragenden Interviewer erschliessen. Natürlich versuchte der Autor zudem, mit etlichen Geistlichen ins Gespräch zu kommen, und er zog alle zugänglichen Visitationsakten und Seelsorgeberichte mit heran, in denen komplementäre Sichtweisen der normgebenden Eliten greifbar wurden.

Regional ausgewählt wurden zwei Schweizer Halbkantone: Appenzell Innerrhoden und Obwalden, voralpine

Landschaften mit dominanter Viehzucht, ziemlich grosser Distanz zu Grossstädten und Industriezentren, vernachlässigbarem Ackerbau, geringem Fremdenverkehr – und fast ausschliesslich Katholizismus. In der Volkskunde bezeichnete man dergleichen als «Rückzugsgebiete» (besser wohl «Beharrungsgebiete»), und man bevorzugte sie als Forschungsareale, wenn man wissenschaftliche Tiefenbohrungen unternehmen oder historische Kontinuitäten nachweisen wollte. Darum geht es auch Peter Hersche. Er will prüfen, ob in einem solchen Umfeld Lebensentwürfe, Einstellungen, Jenseitserfahrungen, Zeitmanagements, in summa: Mentalitäten noch greifbar sein würden, wie er sie in seinem fundamentalen Werk *Musse und Verschwendung* (2 Bände, Freiburg 2006) als Kennzeichen der katholischen Welt im Barockzeitalter herausgearbeitet hatte.

Die Wahl des Forschungsfelds und die Forschungsfrage sind hier konsistent und erbringen in vielen Detailzugriffen das Ergebnis, dass eine innige Verwebung von alltäglicher Arbeit und religiöser Jahres- und Lebensgestaltung in diesem speziellen Milieu (Viehzüchter, Familienwirtschaften auf kleinen bis mittelgrossen Anwesen, ausschliessliche Katholizität) tatsächlich unübersehbar ist. Dies gilt sowohl für die Verortung des Einzelnen in dem vorgefundenen Sozialsystem, für seine Bereitschaft zu Innovation oder die Befolgung der Tradition bei ökonomischen, sozialen, bildungsmässigen oder sittlichen Entscheidungen, für seinen Umgang mit der Zeit und deren Aufteilung auf Arbeit, Musse, soziale Kontakte und religiöse Praxis. Sichtbar wird unter anderem eine Anhänglichkeit an vertraute liturgische Formen (Nebenandachten, Segnungen, Bettage, Seelmessen) oder Vollzüge (Wallfahrten, Rosenkranzgebete), als diese von den gesellschaftlichen Eliten und teilweise gar von der Geistlichkeit vor Ort längst aufgegeben worden waren oder zumindest skeptisch betrachtet wurden.

Die Antworten seiner Gewährspersonen geben dem Autor Aufschlüsse über den Geltungsbereich von Max Webers «Protestantischer Ethik» und über Gelingen oder Misserfolg kirchlicher und liberaler Sozialdisziplinierung; als versierter Wissenschaftler belässt es Peter Hersche nie bei der Deskription, sondern er stellt den Einzelbefund in den grösseren Zusammenhang allgemeiner Entwicklungen und schafft so die Basis für mögliche regionale oder zeitliche Anschlussarbeiten, die hoffentlich bald erfolgen.

Besonders erhellend für mich ist die Beobachtung, dass trotz des Vorherrschen der traditionalen Orientierung bereits Spannungen zum «System» und Ansatzpunkte für Veränderungen sichtbar wurden: allzu rigide Ansprüche der Geistlichkeit gegenüber ihren Schäfchen in Sachen Sexualmoral, Kleiderstil, Sonntagsheiligung und Sakramentenempfang provozierten nicht selten Umgehungsstrategien, passiven Widerstand oder schlichte Ignorierung. Eine durchgreifende Disziplinierung der katholischen Welt dürfte weder in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg noch nach dem Trienter Konzil gelungen sein. Doch unabhängig davon wurden in den beiden untersuchten Regionen um 1960 technische und andere Entwicklungen wirksam, die diese Inseln der Vormoderne innerhalb weniger Jahre zusammenbrechen liessen. Scheinbare Nebensächlichkeiten konnten überraschende Folgen haben. Der fixe Termin der Milchabholung durch die Fahrzeuge der Molkereien konnte schlagartig die gewohnte Teilnahme der Bauern an der pfarrlichen Frühmesse beenden; die Anschaffung einer Mähmaschine oder eines Traktors machte nicht nur die begehrten «Kapuzinermittel», die Anrufung vertrauter Viehpatrone und die Verlobung einschlägiger Wallfahrten, obsolet. Selbstverständlich konnten sich die beiden Schweizer Kantone dem Trend der Chemisierung, Technisierung, Massen-

tierhaltung, betrieblichen Konzentration und letztlich der Globalisierung nicht entziehen. All dies hatte Auswirkungen auf die individuelle Frömmigkeit, auf das Glaubens- und Weltverständnis der Obwaldner und Innerrhoder Bäuerinnen und Bauern. Im engeren kirchlichen Bereich markiert das Zweite Vatikanum (1962–1965) die Trendwende.

Peter Hersche entfaltet dieses Tableau einer zu Ende gehenden Epoche auf anschauliche und gleichzeitig gut lesbare Weise. Trotz spürbarer Anteilnahme (vgl. von ihm: *Gelassenheit und Lebensfreude. Was wir vom Barock lernen können*, Freiburg 2011) geniesst man als Leser den feinen Humor bei der Schilderung mancher allzu menschlicher Details in der Erinnerung seiner Probanden. Das Gefühl des Verlustes teilt Hersche mit manchem prominenten Fachkollegen seiner Zunft wie Pierre Bourdieu, Fernand Braudel und Gabriel Audisio. Dass seine Akzentuierung des entscheidenden Umbruchs auf die Jahre um 1960 nicht nur für die beiden Schweizer Halbkantone zutrifft, sondern auch für manche süddeutsch-österreichische Region würde ich als Quasizeitzeuge aus dem benachbarten Bayern spontan bestätigen wollen. Freilich, wie man hier landläufig sagt: «Was Gewisses weiss man nicht.» Für die Schweiz aber wissen wir es nun, dank einer zuverlässigen wissenschaftlichen Studie von Peter Hersche, zu der man nur gratulieren kann.

WALTER HARTINGER

HIRSCHFELDER, GUNTHER; TRUMMER, MANUEL: *Bier. Eine Geschichte von der Steinzeit bis heute*

Darmstadt: Theiss, 2016, 256 S., ill.

«10'000 Jahre Bier» verspricht der hintere Klappentext. Dies tönt verheissungsvoll – und zugleich vermassen. Ist es tatsächlich möglich, auf etwas über 200 Seiten eine

derart lange und anspruchsvolle Kulturgeschichte mit wissenschaftlichem Anspruch seriös abzuhandeln? Das Werk liefert den Beweis und der gewählte Ansatz überzeugt. Die beiden Kulturwissenschaftler Gunther Hirschfelder und Manuel Trummer lehren an der Universität Regensburg, wobei sie zwar erwähnen, dass gerade in dieser Stadt die Produktion sowie der Konsum von Bier eine wichtige Rolle spielen, dies aber als «reinen Zufall» bezeichnen. Doch diese Tatsache wird die Wahl ihres Forschungsobjekts wohl stark mit beeinflusst haben.

Die beiden Autoren möchten nicht eine weitere Produkt- oder Braugeschichte schreiben, sondern sie legen den Fokus auf die Herstellung und den Konsum von Bier respektive auf die Produzenten und die Biertrinkenden. Im Mittelpunkt stehen der Mensch, die Kulturen und Gesellschaften. Der klassische kulturhistorische Ansatz wird mit einem neuen kulturwissenschaftlich-anthropologischen verquickt: Trinkkultur beinhaltet Kommunikation und soziales Handeln, sie ist ein «symbolisch besetztes Kulturgut, in dem sich gesellschaftliche Normen, Rollen und Entwicklungen in grossem Masse spiegeln» (S. 12). Konkret geht es um die Frage, warum Bier von wem, wann und wo getrunken wurde, um die Aussagen und Werte, die mit diesem Getränk verbunden sind, und um dessen Bedeutung für den Alltag, kurz: um die Produktion und den Konsum von Bier als Teilaspekt der Weltgeschichte und Spiegel der Gesellschaft. Angesprochen werden sollen sowohl ein wissenschaftliches wie ein an Alltagsgeschichte interessiertes Publikum.

Das Buch ist schlicht gestaltet mit ein paar wenigen Effekten. Den olivgrünen Papiereinband ziert ein goldgelber Rückentitel und die Schriften auf dem Schutzumschlag sind teilweise in Prägedruck aufgebracht. Vorne auf dem Schutzumschlag ist ein Bierdeckel abgebildet mit einem gefüllten

Bierglas in der Mitte, flankiert von zwei Gerstenähren. Im Innern präsentiert sich das Buch eher nüchtern. Nur ein paar wenige, doch gezielt eingesetzte Schwarz-Weiss-Fotografien bebildern den Text. Im ersten Kapitel, «Kulturgeschichte», werden die dem Werk zugrunde liegenden Theorien erläutert und allgemeine Überlegungen zum Getränk «Bier» angestellt. In den folgenden neun Kapiteln wird chronologisch die Geschichte des Biers abgehandelt, von der Jungsteinzeit über nahöstliche Brotbiere, das Mittelalter mit seiner Klosterbrautradition und die Blütezeit der industriellen Brauereien im 19. Jahrhundert bis in die allerneuste Zeit mit in Mikrobrauereien hergestellten *craft beers*. Das Werk schliesst mit einer Bilanz und einem Ausblick in die Zukunft. Der Text ist sehr kompakt geschrieben. Die grosse Faktendichte zeigt sich in der beeindruckenden Vielzahl an zitiertter Spezialliteratur. Der Schlussteil mit den Anmerkungen und dem Literaturverzeichnis umfasst denn auch fast 50 Seiten.

Längere Überblicke über sozioökonomische Entwicklungen werden immer wieder durch Spezialgebiete und Episoden aufgelockert, die den meisten von uns unbekannt sein dürften, so etwa die Tatsachen, dass im Begriff «Enzym» das altägyptische Wort für Bier-Sauerteig steckt, oder dass im Andengebiet schon vor Jahrtausenden Bier aus Maniok sowie Erdnüssen gebraut wurde. In Mesopotamien gab es gemäss Keilschrifttexten mindestens neun Biersorten. Wer hat schon vom «Breslauer Bierkrieg» von 1380/81 gehört, bei dem die Stadt, der Hochadel und die Kirche um ein weihnächtliches Biergeschenk stritten? Und welcher trendige *craft beer*-Konsument von heute bedenkt, dass sein angelerntes Liebhaberwissen nicht allein dem Freizeitvergnügen dient, sondern auch eine moderne Art von Arbeit darstellt, weil er damit seiner bevorzugten Mikrobrauerei wertvolle Hinweise für die Verbesserung der Bierproduktion liefert?

Langfristige Veränderungen wie die Verschiebung der antiken Wein-Bier-Grenze durch Klimaveränderungen und gesellschaftlicher Wandel werden ebenso detailliert beschrieben wie Entwicklungssprünge und -brüche. So wurde zwar der Alkohol in islamischen Gebieten geächtet, doch überlebte in der einstigen Bierhochburg Ägypten das traditionelle *bouza*-Bier. Weniger geläufig ist, dass die viel gelobte Französische Revolution die europäische Bierlandschaft massiv veränderte, indem mit den Klosteraufhebungen etwa in Frankreich und Belgien die jahrhundertealte klösterliche Brautradition zerstört oder zumindest unterbrochen wurde. In England führte der *Beerhouse Act* von 1830 zu einem gewollten, von Engels kritisierten Bierschenkenboom, dies in der Hoffnung, den neu aufgekommenen Schnaps zu verdrängen. Ein bemerkenswertes Faktum wird mehrmals erwähnt: Trotz seines Rufs als Volksgetränk ist Bier in erster Linie ein Luxusgut, denn wo Getreide knapp ist, bleibt nichts für die Bierproduktion übrig.

Der Zeitpunkt des Erscheinens des Buchs fiel nicht zufällig auf das 500-jährige Jubiläum des sogenannten deutschen Reinheitsgebots («allein Gerste, Hopfen und Wasser»), worauf gleich zu Beginn und am Schluss der Studie hingewiesen wird. Dieser berühmt gewordene Abschnitt der bayerischen Bierverordnung von 1516 wird ausführlich behandelt und zugleich entmystifiziert. Denn es handelte sich dabei nicht um ein «programmatisches Plädoyer für eine Bierreinheit» (S. 131) im modernen Sinne, sondern es hält den durchschlagenden Trend weg von Bieren aus verschiedenen Getreiden und mit allerlei Kräutern hin zu Bier als Getränk auf Gerstenbasis mit Hopfenwürze fest, wie es heute üblich ist. Der seit dem 13. Jahrhundert vermehrt verwendete Hopfen bewirkte vor allem eine bessere Haltbarkeit. Von der einstigen Weinregion Bayern aus erfolgte im 19. Jahrhundert der weltweite Siegeszug des später

nach der böhmischen Stadt Pilsen benannten hellen untergärig gebrauten Biers.

Das keineswegs trocken, sondern vielmehr süffig geschriebene Buch ist eine spannende Lektüre für alle an Alltagsgeschichte interessierten LeserInnen. Und zur Begleitung der Lektüre empfiehlt sich natürlich der Genuss eines gekühlten Biers.

CHRISTOPH LANTHEMANN

HÖRZ, PETER F. N (Hg.): Eisenbahn Spielen! Populäre Aneignungen und Inszenierungen des Schienenverkehrs in grossen und kleinen Massstäben

(Göttinger Studien zur Kulturanthropologie / Europäischen Ethnologie, KAE, 3). Göttingen: Göttinger Universitätsverlag, 2016, 232 S.

Die Eisenbahn besitzt trotz – oder gerade wegen – ihrer seit gut einem halben Jahrhundert verlustig gegangenen Funktion als Leittechnik der Mobilität nach wie vor eine grosse Faszinationskraft. Ein aus einem Lehrforschungsprojekt an der Universität Göttingen hervorgegangener Sammelband, herausgegeben von Peter F. N. Hörz, nimmt sich nun aus ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive des Phänomens Eisenbahn an.

Die AutorInnen gehen unterschiedlichen «populären Aneignungen und Inszenierungen des Schienenverkehrs» nach, wie es im Untertitel heisst. Dass sie dabei die «grossen» und «kleinen» Massstäbe in den Blick nehmen und nicht von vornherein zwischen Modell und «echter» Eisenbahn unterscheiden und diese bisweilen auch zusammen denken, verspricht neue, interessante Einblicke quer zur vorschnellen Einschätzung, das eine habe vor allem mit Spiel, das andere mit wahren Ernst zu tun. Denn, das macht der Band klar, die Grenzen zwischen Klein und Gross, Machen und Spielen, ernsthafter Beschäftigung und spassvollem Zeitvertreib sind fliessend.

In seiner Einführung holt Peter F. N. Hörz weit aus und umreisst das Thema in der Art des involvierten Beobachters, der die eigene Faszination durchaus mit analytischer Distanz zu kombinieren weiß. Ob auf einem sporadischen Ausflug mit der Museumsbahn, beim Modell im Bastelkeller oder in musealen Zusammenhängen, die Forscherinnen und Forscher begegnen in ihren Arbeiten immer wieder ähnlichen Ausformungen von Nostalgisierungen, Idyllisierungen, aber auch Refugien des Eigensinns und dreidimensional gestalteten Gegenwelten.

Bernd Rieken, Professor für Psychotherapiewissenschaft in Wien und Euro-Ethnologe, eröffnet den Sammelband mit grundsätzlichen Überlegungen zum Verhältnis von Eisenbahn und Modelleisenbahn, in dem sich Sphären des produktiven *homo faber* und des spielenden *homo ludens* gegenseitig durchdringen und gerade dadurch zum Faszinosum Eisenbahn entscheidend beitragen. Im Gegensatz zum 19. Jahrhundert, als der Eisenbahn sowohl im romantischen Elitediskurs als auch im populären Denken vielfache Ablehnung und Ängste entgegneten, erscheinen heute gerade Museums- und Modelleisenbahn als Objektivierungen rückwärtsgewandter Idyllisierungen. Doch auch hier walte ein «autoritärer Gestus» (S. 42) als Nachhall jener Indienstnahme des Eisenbahnspiels zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die bürgerliche Pädagogik als Vorübung fürs Leben im Dienst der disziplinierenden Selbsterziehung, in der imitierenderweise kulturell vorgegebene Verhaltensweisen und Rollenbilder eingeübt werden.

Nach diesen weit ausholenden Ausführungen Riekens folgen sieben Texte, die sich exemplarisch mit einzelnen Facetten der Eisenbahnbegeisterung auseinander setzen. Dabei fällt auf, dass die im Band wiederholt gemachte Beobachtung eines «gegendarben» Interesses und Desinteres-

ses an der Eisenbahn im Lehrforschungsprojekt gerade nicht abgebildet wird (dafür wohl eher die Studierenden- und Dozierendenstruktur in den Kulturwissenschaften): alle sieben studentischen Texte wurden von Frauen verfasst (einer unter Mitarbeit von Peter F. N. Hörz), wogegen die einleitenden, einführenden und bilanzierenden Beiträge aus der Feder von Männern (und arrivierten Wissenschaftlern) stammen.

Den Anfang macht Charlotte Kalla, die sich der Eisenbahn als Spielzeug im 19. und 20. Jahrhundert annimmt, wobei sie sich auf Kataloge und autobiografische Berichte vor allem aus der «Hochblüte» (S. 50) der Spielzeugeisenbahnen zwischen 1900 und 1940 stützt. Kalla begreift die Spielzeugeisenbahn als «Materialisierung von Macht und Herrschaftsverhältnissen» (S. 51). Sie spielte im frühen 20. Jahrhundert eine wichtige Rolle als Teil einer «Kolonisierung kindlicher Lebenswelten durch jene der Erwachsenen» (S. 62), indem sie Machtverhältnisse reproduzierte: die quasi militärische Ordnung der Reichsbahn, die staatstragende Symbolik der Bahnhöfe, die disziplinierenden Notwendigkeiten des Bahnbetriebs. Interessant wäre in diesem Zusammenhang zu wissen, inwiefern diese Kolonisierungsbemühungen offene Ohren fanden oder auf widerständige Praktiken seitens der Kinder stiessen.

Elisabeth Müller widmet sich den museal eingesetzten Eisenbahnmodellen in Technikmuseen. Die Eisenbahn fand um 1900 in einem Kontext der Vermittlung ingenieurwissenschaftlichen Wissens für ein Fachpublikum ihren Weg ins Museum. In ihrer Struktur waren diese Anlagen ein Abbild der industriellen Eisenbahnbetriebe und -werke. Den Modellen kam dabei eine eindeutige Lehrfunktion zu. Erst mit dem Aufkommen der Industriearchäologie seit den 1970er-Jahren kam es zu einer Anpassung der Ausstellungskonzepte hin zu mehr kultur- und sozialhistorischen Erzählungen.

Absenten Eisenbahnanlagen spürt Anna Schäfer nach, in Form der Gartetalbahn zwischen Göttingen und Duderstadt, die ihren Betrieb bereits Ende der 1950er-Jahre einstellte, aber in den Köpfen der Bevölkerung noch immer präsent ist. Rund um die längst demontierte Bahnlinie hat sich eine regelrechte Erinnerungskultur entwickelt. Die Bahn fungiert dabei als «Symbol für bessere Zeiten, als die Welt noch in Ordnung war» (S. 101) – ein Symbol allerdings, das einen Grossteil der sozialen und wirtschaftlichen Kontextbedingungen der einstigen Bahn weitgehend ausblendet.

In einem weiteren Text nähern sich Peter F. N. Hörz und Susanne Klenke Modelleisenbahnanlagen und ihren Schöpfern, wobei sie sich insbesondere für die Gestaltung der dreidimensionalen Landschaftsbilder interessieren, die den Schauplatz des Spiels mit der Eisenbahn bilden. Die Autorin und der Autor verstehen die Landschaftsmodelle als Ausdruck populären Gestaltens und rücken sie in die Nähe der naiven Kunst. Mit Korff und Gyr argumentierend, entdecken sie in den oftmals nostalgisch verbrämten Idyllen und als «Kitsch» taxierten, moderne Konflikthaftigkeit ausblendenden Modellen «Refugien des Eigensinns» (S. 115). Die landschaftlichen, dörflichen oder kleinstädtischen Idyllen sind aus dieser Perspektive als Idealbilder zu fassen, «die gesellschaftlich geprägt, Teil der subjektiven Vorstellung von der idealen [...] Welt sind» (S. 123), oder, mit anderen Worten, als «Genuss-Mittel, das die Imagination des Sehnsuchtsortes zugleich beflügelt und objektiviert» (S. 153).

Dass der Begriff der Modelleisenbahn nicht nur auf kleine Massstäbe angewandt werden kann, zeigt Margaux Jeanne Erdmann in ihrem Beitrag, der sich mit der «Interessengemeinschaft Feldbahn Eichenberg» bei Göttingen beschäftigt. Erdmann betrachtet das Gelände, das ein Schienennetz von immerhin 1,2 Kilome-

tern, Lokschuppen, weitere Gebäude sowie diverses Rollmaterial umfasst, als Diorama im Massstab 1 : 1, also als «vergrösserte Version einer Modelleisenbahnanlage» (S. 158). Interessant sind ihre Ausführungen zur Differenzierung des «Spiels» der beteiligten Männer auf dem Areal, die zwischen «Arbeitseinsätzen», während denen gebaut, gewartet und repariert wird, und «sinnfreiem Spiel» unterscheiden, wie die eigentlichen «Betriebstage» der Bahn charakterisiert werden (S. 162 f.), wobei beide Ausformungen des Eisenbahnspiels die Sehnsucht der Akteure nach Selbstwirksamkeit kennzeichneten. Erdmann erkennt in diesem Spiel eine Leistung, dem die Aufgabe zukomme, «Modernisierungsschäden zu kompensieren» (S. 160). In diesem Sinn taxiert sie die selbst gebaute Idylle mit Köstlin als eine «Gegenwelt im Alltag» (S. 160). Es bleibt allerdings die Frage im Raum, was die Akteure damit anfangen: Dient sie eher der inneren Abkehr von einem als entfremdet wahrgenommenen Alltag oder zur durchaus produktiven Selbstvergewisserung, dass ein eigenbestimmtes Leben machbar und lebbar sind.

Mit einem sehr speziellen Projekt beschäftigt sich Johanne Marie Elle. Sie untersucht die «integrative Modelleisenbahnanlage» Bergisch-Gladbach, ein 2011 realisiertes Projekt, in dessen Rahmen neun durch verschiedene ortsansässige Vereine und Gruppierungen mit verschiedenen «ethnischen Hintergründen» (S. 180) gestaltete Module zu einer einzigen Eisenbahnlandschaft zusammengesetzt wurden. Elle betrachtet die einzelnen Teillandschaften als «plastische Mental Map im Sinne einer handwerklichen Sichtbarmachung von räumlichen Bildern» (S. 186), wobei Geschichte und Geschichten verdinglicht und erfahrbar gemacht werden können.

Laura Stonies diskutiert am Beispiel eines Modelleisenbahnvereins in Niedersachsen Ausformungen einer hegemonialen Männlichkeit und charakterisiert die-

sen als «homosoziale Männergemeinschaft» (S. 198). In Zeiten einer Erschütterung bisheriger Selbstverständlichkeiten der Geschlechterordnung begreift sie Modelleisenbahnvereine als paradigmatische Refugien, die es den Akteuren erlauben, «Sicherheit bezüglich ihres Selbstverständnisses in der im Wandel befindlichen Gesellschaftsordnung zu erlangen» (S. 199). Frauen sind im Verein weitgehend absent, ausser als vor allem für die Verpflegung zuständige «Anhängsel» bei Ausflügen und Veranstaltungen (S. 206). Stonies erkennt Parallelen zwischen einem idyllisierenden Umgang mit Landschaft und Technik, wo «gesellschaftliche Aspekte des Vergangenen hoch gehalten werden» (S. 196), und dem weitgehend überkommenen Rollenverständnis der involvierten Akteure.

Abschliessend und zugleich einordnend wendet sich Manfred Seifert mit Nachdruck gegen eine vorschnelle Markierung der Eisenbahnbegeisterung für Modelle sowie für Dampf- und Museumsbahnen als eigensinnig «im Sinne einer Differenzlogik zwischen ‹normal› und ‹nicht normal›» (S. 226). Vielmehr plädiert er für die Perspektivierung dieser Begeisterung mit den Konzepten der Erlebnisorientierung nach Schulze und des Spielerischen nach Huizinga.

Damit gelingt es Seifert, bilanzierend den Bogen innerhalb dieses spannenden und anregenden Bands zu schliessen, der einmal mehr zu zeigen vermag, wie gewinnbringend «forschendes Lernen» im universitären Kontext eingesetzt werden kann. Bei der Anlage des Projekts und des Bands ist es unvermeidlich, dass gewisse Redundanzen, aber auch Lücken bestehen. Es ist auf jeden Fall zu wünschen, dass sich weitere kulturwissenschaftliche Projekte der Eisenbahn und des Spiels damit annehmen, um zu verhindern, dass diese lediglich das Ziel einer pejorativen, «binnenexotisch ausgerichtete[n] Neugier auf Zeitgenossen, denen eine Appetenz zu

Handlungspfaden jenseits der üblichen Standards eigen ist» (Seifert, S. 212), bleibt, sondern als das erkannt wird, was Peter F. N. Hörz in seiner einleitenden These ausführt: Das Eisenbahnspiel ist in der Spätmoderne in der Mitte der Gesellschaft angekommen.

MISCHA GALLATI

**SCHNEIDER, INGO; SEXL, MARTIN (HG.):
Das Unbehagen an der Kultur**

(Argument Sonderband, Neue Folge, 318).
Hamburg: Argument Verlag, 2015, 270 S., ill.

Die Herausgeber Ingo Schneider und Martin Sexl haben in diesem Band zwölf illustre Beiträge rund um den Begriff und das Konzept ‹Kultur› aus verschiedenen Disziplinen – vor allem aus den Literaturwissenschaften und der (Europäischen) Ethnologie – zusammengetragen. ‹Kultur› ist als Arbeitsbegriff in verschiedenen geisteswissenschaftlichen Feldern bekannt; reflektiert werden in diesem Band aber auch gesellschaftspolitische Wirkweisen und die alltägliche Reichweite des immer populärer gewordenen Kulturbegriffs in seinen verschiedenen Variationen.

›Kultur› kann als theoretisches Konzept, als Analysekategorie oder als praxeologischer Begriff verstanden und (geistes) wissenschaftlich hinterfragt werden. Drei der Beiträge (Eagleton, Hannerz, Storey) sind von Sergej Seitz und Anna Wieder ins Deutsche übersetzt. Die Beiträge werden durch die beiden Texte der Herausgeber eingerahmt, die einleitend mit *Kultur 5.0* und abschliessend mit *Vom Unbehagen am Kulturbegriff / an der Kultur* (hier stimmen der Titel im Inhaltsverzeichnis und die Überschrift auf S. 201 nicht überein) selbst Fragen aufwerfen und mögliche Antworten geben. Der Sammelband wurde durch eine 2014 in Innsbruck durchgeführte Tagung angeregt und wird mit einem AutorInnen-Verzeichnis abgeschlossen.

Den Einstieg machen die beiden Herausgeber Schneider und Sexl mit ihrem als Vorwort zu verstehenden Beitrag *Kultur 5.0*. Sie äussern ihr Unbehagen am Begriff *Kultur* und begründen dies mit seiner inflationären Verwendung und teilweise unreflektierten Nutzung in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Schneider und Sexl formulieren so auch eine soziopolitische Kritik und stellen die Frage nach der Reichweite wissenschaftlicher Definitionen von *Kultur*. Zudem sind im wissenschaftlichen Kulturbegriff die zum Teil unklar bleibenden Definitionen, die ambivalenten Konnotationen und vor allem die Verdrängung anderer Analysekategorien (zum Beispiel *Milieu* und *Gesellschaft*) kritisch zu hinterfragen. Hinzu kommt die Problematik in gegenwärtigen, nichtwissenschaftlichen Diskussionen über *Kultur(en)* als Differenzmarker. Ihr Ziel ist es nicht, wie die beiden es formulieren, die Welt zu verändern (S. 16), sondern eine erneute Debatte über die Ambivalenzen des Kulturbegriffs in den einzelnen Disziplinen anzustossen – und eventuell auf nichtwissenschaftliche Bereiche auszudehnen.

Im Anschluss erfolgen theoretische Überlegungen. Siegfried J. Schmidt führt in *(Un)Behagen an der Kultur* in seinen theoretischen Entwurf eines prozesshaften Kulturbegriffs ein, den er fundiert unter anderem mit Einbezug des Zusammenspiels der Medien und des *Kulturprogramms* vorstellt. Er entwirft ein (zukünftiges) Szenario eines flexibleren, aber auch instabileren, transnationalen Kulturprogramms; transnationale Kulturen werden Medienkulturprogramme und gleichzeitig Deutungsprogramme sowie Marktphänomene sein (S. 36). Der darauf folgende Beitrag von Wolfgang Fritz Haug *Was ist kulturell an der Kultur? Auf der Suche nach der verlorenen Kritik* gibt einen Einblick in philosophische (und soziologische) Betrachtungsweisen und Argumentationen und fragt kritisch nach

dem *«Kulturellen in der Kultur»*, nachdem er die Problematik des Kulturbegriffs im theoretischen Feld vorgestellt hat. Die *«konstituierende Macht des Kulturellen»* ist hier bedeutsam und wird zur *«konstituierten Kultur»* in Beziehung gesetzt (S. 52). *«Kulturelle Unterscheidungen»* können als Analysekategorie verwendet und so auch kritisiert werden.

Terry Eagleton begibt sich in *Wider die Kultur* auf Spurensuche: Warum wird *Kultur* derart inflationär verwendet? Eagleton bespricht knapp und kritisch die *«Werdung»*, Verwendung und Bedeutung des Begriffs in verschiedenen Kontexten. *«Kulturpolitik»*, *«Kulturindustrie»*, *«Kulturalismus»* sind nur einige der Schlagworte, die auch in ihrem Widerspruch zu *Kultur* und auf ihre ideologische Reichweite befragt werden. Eagleton benennt kulturkritische Positionen, weist auf moralische Problematiken hin – auch mit Verweis auf *«Kulturrelativisten»* (S. 65) – und beendet seinen Beitrag als *«altmodischer Materialist»* (S. 65) mit einer leicht kulturpessimistischen Haltung und einem Verweis auf Schopenhauer.

John Storey gibt sich optimistischer. In *Kultur in den britischen Cultural Studies* zeigt er ebenfalls Problematiken auf, fokussiert aber mit Bezug auf die *cultural studies* auch die Potenziale eines *«offenen Kulturbegriffs»*, *culture as a whole way of life*, nach dem alle Bedeutungssysteme in die wissenschaftliche Analyse einbezogen werden können. Dabei ist Bedeutungsbildung auch in Machtverhältnisse eingebunden; sie ist ein umkämpftes Feld. Mit seinen Ausführungen zu ebendiesem von Raymond Williams entwickelten Begriff der *«Kultur als verwirklichtes Bedeutungssystem»* (S. 82) verweist er auch auf die politische Relevanz einer Kulturanalyse, in der *«Bedeutungen [...] immer in Kultur- und Machtverhältnisse verstrickt»* (S. 82) sind.

Ulf Hannerz bespricht in *Die Rhetorik der Kultur in globalen Zukunftsszenarien* kritisch Kulturkonzepte einer besonderen

Textgattung, die globale Zukunftsszenarien zu entwerfen und zu deuten versucht. Ein prominenter Vertreter dieser Gattung ist beispielsweise Samuel Huntington mit dem Szenario eines ‹Kampfes der Kulturen›. Hannerz begegnet diesen Konzepten von ‹Kultur› mit einem eigenen Verständnis der ‹Welterschliessung› und schlägt für die wissenschaftliche Analyse kultureller Prozesse vier Hauptrahmen als Untersuchungsfelder vor, zu denen er neben Staat, Markt und sozialen Bewegungen auch «Mit-Menschlichkeit» zählt; an deren Grenzen und «Verstrickungen [wird] stets aufs Neue Kulturgeschichte geschrieben» (S. 97).

Peter V. Zima betrachtet in seinem Beitrag *Subjektivität und Identität im interkulturellen Prozess: Sprache und Wissenschaft* Hürden und Potenziale des «Unbehagens an der fremden Kultur» (S. 108) in den Wissenschaften. Dabei ist der Zugang über die Sprache bedeutsam. Er zeigt unter anderem an Bourdieu und Luhmann die mangelhafte gegenseitige Rezeption auf und begründet diese in deren (fremden) kulturellen und ideologischen Zuordnungen. Abschliessend führt er diese Theoriekonzepte in einem Vergleich zusammen, über den wissenschaftliche Identitätsbildungen und die Konzepte selbst produktiv erschüttert werden könnten.

Den einzigen bebilderten Beitrag steuert Wolfgang Kaschuba mit *Lili Marleen in Shenzhen – oder: Kultur als globales Repräsentationskonzept* bei. Die sinnhaft in den Text eingefügten Bilder sind dem Umstand geschuldet, dass Kaschuba in seine Überlegungen zum Kulturbegriff in lebensweltlichen und wissenschaftlichen Formierungen – sowie zu der gegenseitigen Verflechtung ebendieser – die Ikonografien mit einbezieht. Kaschuba zeigt, wie ein eher feststehendes Verständnis von ‹Kultur› «durch eine globale Praxis der kulturellen De- und Re-Kontextualisierung» (S. 141) erweitert, herausgefordert und verändert werden kann, was er als Alltagskulturwissen-

schaftler positiv bewertet. Dabei setzt er allerdings auf eine «praxistheoretische [...] Perspektive» (S. 141).

Gesellschaftspolitische Auswirkungen – mit entsprechendem Konfliktpotenzial – nehmen die Beiträge von Jürgen Wertheimer, *Majdan, Tahrir, Taksim: Die neue Sprache der Kulturkonflikte*, Chris Hanns, *(Kultur-)Kämpfe der Gegenwart – Deutschland, Ukraine, Europa, Asien, und Iman Attia, Die Religion und die Kultur der Anderen. Zur Entsorgung historischer, gesellschaftlicher und politischer Dimensionen im Islamdiskurs*, auf. Wertheimer nimmt ‹Kultur› am Beispiel des Platzes in den Blick, bespricht ein Konzept von ‹Kultur› zwischen Vergänglichkeit und Beständigkeit, zwischen Begrenztheit und Offenheit. Hann gibt einen Einblick in Debatten der Ethnologie und der Max-Planck-Gesellschaft und weist den Kulturbegriff schliesslich als unzureichend für die Analyse und Bewertung gegenwärtiger Konflikte oder gar als konfliktverschärfend zurück und zeigt dies unter anderem an den Konzepten ‹Europa› und ‹Eurasien›. Attia weist am Beispiel der Diskussionen um MigrantInnen und MuslimInnen nochmals kritisch auf das Konzept der Kulturalisierung hin, unter anderem an den Beispielen des EU-Beitritts der Türkei und der Integrationsdebatten. ‹Kultur› wird hier als Konzept problematisch, wenn es im Sinn einer «diskursiven Verschiebung vom Rassismus zum Kulturrassismus» (S. 197) wirkt.

Zum Schluss geben Ingo Schneider und Martin Sexl mit ihrem Beitrag *Vom Unbehagen an der Kultur/ Vom Unbehagen am Kulturbegriff* Einblick in verschiedene Entwürfe der Kulturbegriffe und fragen nach Konflikten und Potenzialen in ihrer heutigen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Verwendung. Auch wenn sie es als «eklektizistische Streiflichter» (S. 201) bezeichnen, geben sie nicht nur einen historischen, sondern auch einen gegenwärtigen breiten Einblick in den ambivalenten Begriff

‘Kultur’, an dem sich das ‘Unbehagen’ formiert. Dem modernen Kulturbegriff wohnt seit Anfang an die Distinktion inne, was als wesentliches Problem, aber nicht als Hauptproblem erneut formuliert wird. Das grösste Problem wird im Verdrängungsprozess gesehen, der auch simplifizierend wirkt. Der Kulturbegriff kann reflektiert, differenziert und kritisch verwendet werden, sollte aber nicht als allumfassende Kategorie alle anderen Analysekategorien überdecken. Diese sollten vermehrt mit gedacht werden, und statt der einfachen Verwendung von ‘Kultur’ sollten wenn immer möglich oder notwendig andere «begriffliche Alternativen» (S. 249) gestärkt werden; als alternative Konzepte zu ‘Kultur’ werden von Schneider und Sexl ‘Habitus’, ‘Lebenswelt’ und *senso commune* (S. 251) in die Diskussion eingebracht. Der dialogische Aufbau des abschliessenden Kapitels *Kunst und Literatur als ‘Entkulturalisierungsstrategien’? – Ein Dialog zum Schluss* zwischen Schneider und Sexl ist symbolisch interessant. So steht er einerseits sinnbildlich für einen interdisziplinären Austausch und für einen erweiterten Austausch, andererseits für die Möglichkeit eines Interdiskurses, der Akteure einer wissenschaftlichen ‘Kultur’-Reflexion in einen Austausch mit nichtwissenschaftlichen Akteuren treten lassen könnte. Hier wäre eine weitere Tagung denkbar, um die Dialoge aufrechtzuerhalten. Der Band selbst ist vor allem an ein universitäres Publikum gerichtet, um eine innerwissenschaftliche Reflexion anzustossen beziehungsweise am Leben zu halten. Das ist den Herausgebern nicht nur mit ihren eigenen Beiträgen sehr gut gelungen, sondern auch mit der Zusammenstellung der Beiträge der AutorInnen. Als Anregung zur erneuten Reflexion des Kulturbegriffs ist es hilfreich, diese kenntnisreichen VetreterInnen ihrer Fächer in ihrer Heterogenität mit ihren Gemeinsamkeiten und Widersprüchen in einer Zusammenschau versammelt zu haben.

SIMONE STIEFBOLD

TAUSCHEK, MARKUS (Hg.): *Macht, politische Kultur, Widerstand. Studentischer Protest an der Universität Kiel*

Münster: Waxmann, 2016, 197 S., ill.

Der ansehnlich gestaltete und thematisch lebendige Band *Macht, politische Kultur, Widerstand* stellt, bedenkt man, dass es sich dabei um Ergebnisse eines studentischen Forschungsprojekts handelt, ein beeindruckendes Konvolut zur Geschichte studentischer Protestkultur an der *Christian-Albrechts-Universität zu Kiel* von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart dar. Die vielfältigen bildlichen und textlichen Hinterlassenschaften der universitären Proteste in Form von Fotografien, Briefen, Flyern, Protokollen, Plakaten und Zeitungsausschnitten stellen nicht nur die breite Materialbasis der Projektgruppe dar, welche dieses spannende Forschungsfeld bearbeitet hat, sondern sind in das vorliegende Buch überführt worden, das ähnlich wie ein Ausstellungskatalog zum Stöbern einlädt.

Damit liegt keine Monografie der Geschichte des studentischen Protests in Kiel vor, sondern eine vieles abdeckende Zusammenstau wichtiger Schauplätze studentischer Unruhen, die aus ungewohnten Blickwinkeln betrachtet, mit zahlreichen Materialien versehen, mit Zeitzeugeninterviews narrativ ausgeschmückt und gut leserlich gestaltet, eher als Mosaik erfasst werden soll.

Ein Fokus der kulturwissenschaftlichen Analysen liegt dabei auf den Modi, Medien und Formen des Protests. Die Fragen «Wer handelt?», «Wer interagiert mit wem?», «Wer kommt zu Wort?» ziehen sich durch alle Beiträge. Die Geschichte der Protestformen an der Universität Kiel wird gefasst als «Protestformation, in der es immer auch darum geht, wer seine Positionen mit welchen Mitteln und Argumenten durchsetzen kann. In den Protesten geht es

immer auch um Deutungshoheiten» (S. 10). Somit wird neben den Fragen, die das Wie betreffen, auch auf AkteurInnen und deren Handlungsräume geschaut.

Der Band setzt sich damit auseinander, dass Protest nicht von homogenen Gruppen getragen wird und sich auch keine homogene Gegnerschaft bildet. Differenzen und unterschiedliche Zielsetzungen werden vorgestellt, die Ausbildung von Netzwerken und gemeinsamen Positionen wird nachvollzogen. Alte und neue Aktionsformen des Protests werden nachgezeichnet, die Wirkung performativer Protestformen wird analysiert und die Bedeutung des physischen Protests nachvollzogen. Anhand zahlreicher Fallbeispiele werden somit Neuinterpretationen und Aneignungen des universitären und städtischen Raums beleuchtet und unterschiedliche Instrumente, Mittel und Technologien des Protests betrachtet.

Dass nicht alle Seiten des Demonstrierens mit den historischen Dokumenten, die heute noch zur Verfügung stehen, gleichermassen nachvollzogen werden können, wird von der Projektgruppe thematisiert. Parallelen und Unterschiede zwischen historischen und gegenwärtigen Protestformen müssen aufgrund dieser Schieflage der Zugänglichkeit der Quellen lückenhaft bleiben. Interviews mit ZeitzeugInnen haben geholfen, die einzelnen Materialien wieder in Bezug zueinander zu bringen, und stellen zugleich den Versuch dar, auch jene zum Sprechen zu bringen, die während des Protestes keine Stimme hatten. So sind viele Perspektiven und Geschichten entstanden mit dem Ziel, die Vielfalt der Deutungsmöglichkeiten zu veranschaulichen, und nicht, um zu erklären, wie es damals war.

Formuliert sind die einzelnen Beiträge des Bands als Werkstattberichte, die Hinweise für weitere Forschungen liefern, die erzählen und abbilden. Die Texte sind kurz gehalten, und obwohl an ihrer Anordnung

die Chronologie der Universitätsgeschichte ablesbar ist, finden sich zwischen ihnen doch immer wieder Bindeglieder über die zeitliche Fassung hinweg.

Neben einer Einführung durch den Studienleiter und Herausgeber Markus Tauschek leitet ein Artikel von Maren Pusback in unterschiedliche Formen studentischen Protests ein. Am Beispiel der Verhandlungen über Nutzungsformen der universitären Gelder nach dem Zweiten Weltkrieg verdeutlicht Tim Uekert Wechselbezüge zwischen Notstand und der Idee, mehr fordern zu dürfen. Jörn Borowski geht in seiner Skizzierung der Unruhen der 1960er-Jahre an der Kieler Universität dem Widerstand gegen alte Ordnungen nach, die sich damals noch intensiver in professoraler Performanz ausdrückten, als dies später der Fall war.

Akademische Rituale sind in mehreren der Aufsätze zentral, weil sie zum Anlass genommen wurden, Kritik auszudrücken – so etwa in Form der Persiflage (Hannah Kemper). Dass andere, mehr auf Körperlichkeit und physische Gewalt ausgerichtete Protestformen als Ausdruck der Radikalisierung der Proteste der 1960er-Jahre gedeutet wurden, kann hier auf veränderte Rahmenbedingungen zurückgeführt werden. Eine «Schlägerei» (S. 77) im Oktober 1969 verdeutlicht dies exemplarisch (Kristine Enns), ist aber wiederum in eine Reihe unterschiedlicher Narrative und Textformen eingebettet.

Anhand der Retrospektive eines Zeitzeugen wird der Verlauf einer Streikwoche vom Juni 1969 nachempfunden und die Sprache der Archivalien lebendig ergänzt (Andrea Nolte). Diese die Erinnerung einzelner Subjekte einfangende Vorgehensweise verdeutlicht die Ausdifferenzierung des historischen Protests und der zu seiner Ausstellung gewählten Formen. Intensiviert wird dieser Eindruck durch die Betrachtung von und das Interview mit protestkritischen StudentInnen im Beitrag

von Lars Vollertsen. Hier wird deutlich, dass es weder den einen Protest noch die eine Gegnerschaft gab, dass aber Denunziation und juristische Verfahren auch in den 1970er-Jahren eng in die politische Auseinandersetzung eingebunden waren.

Die Pluralität der Beteiligung an der jeweiligen Protestformation zeigt sich ebenfalls in der Verhandlung der Perspektive der «Kieler Universitätskirche» (S. 93) gegenüber dem studentischen Protest und weiteren Akteuren (Shakira Jimenez Mota). In «Sprengungen, über Gewaltausbreitungen bis hin zu Solidaritäts-Feten» (S. 103) werden nicht nur die Rechte der Studierenden, die Bildungsmisere (Alisa Woronow), kulturelle Ordnungen und gesellschaftliche Ideale, sondern auch das Grundgesetz an der Universität Kiel diskutiert (Marina Adamovic). Oder es wurde – viel konkreter – eine problematische Prüfungsvariante boykottiert (Jan Husemann). Weitere Beiträge nehmen die Rolle einzelner Akteure in den Blick – so berichtet Karoline Liebler über den konservativen Prof. Werner Kaltefleiter und Florian Groth über den *Allgemeinen Studierendausschuss* der 1980er-Jahre.

Der Projektband wird durch vier Beiträge abgeschlossen, welche die jüngere Geschichte des Protestierens nachvollziehen. Svenja Zuleger und Alina Neumann benennen in ihren Artikeln neue beziehungsweise wiederentdeckte Formen des studentischen Protests in den 2000er-Jahren. Sandra Awe und Elif Ayhan betrachten die Studentenproteste der späten 1990er-Jahre, in denen die «Bildungsmisere» (S. 148) als studentischer und universitärer Geldmangel mit Folgen verhandelt wird, ähnlich wie im abschliessenden Beitrag von Simone Braun, die auf die «Uni ohne Geld» (S. 179) fokussiert.

Das Ende des Bands ist offen, was zu Spekulationen über künftige Protestformen Anlass gibt. Dass Studierende sich fortan immer mit Lehrenden zusammentun

werden, hält die Rezensentin für unwahrscheinlich und auch nicht für wünschenswert. Es ist jedoch erfreulich zu sehen, dass hier offenbar eine erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen Dozent und Studierenden im Projekt möglich war.

CHRISTINE HÄMMERLING

**WILNER, SARAH; KOCH, GEORG;
SAMIDA, STEFANIE (HG.): Doing
History. Performative Praktiken in der
Geschichtskultur**

(Edition Historische Kulturwissenschaften, 1).
Münster: Waxmann, 2016, 268 S., ill.

Bei *Doing History* handelt es sich um den Tagungsband der Veranstaltung *Geschichte als Erlebnis. Performative Praktiken in der Geschichtskultur*, die vom 2. bis 5. Juli 2014 am *Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam* stattgefunden hat. Inklusive der programmativen Annäherungen der Herausgebenden umfasst der Band 13 Beiträge.

In der Einleitung *Doing History – Geschichte als Praxis* zeichnen Stefanie Samida, Sarah Willner und Georg Koch nach, wie die Begeisterung für und Aneignung der Geschichte in breiten Kreisen in Form von Reenactments, Wanderungen et cetera ihren Siegeszug angetreten hat. Auch wenn im deutschsprachigen Raum die Forschung sich erst seit kurzer Zeit für dieses Phänomen interessiert, kann diese Art der Beschäftigung mit Geschichte auf eine lange Geschichte und verschiedene Instanzen der Vermittlung zurückblicken. *Public history* definieren die HerausgeberInnen als «jede Form öffentlicher Geschichtsdarstellung» (S. 3), dabei geht es ihnen um die sinnlich-emotionalen Geschichtspraktiken, welche die AkteurInnen ins Zentrum der Handlung setzen – ergo der Titel *Doing History*. Die zwölf folgenden Beiträge teilen sich in drei das Themenfeld konstituie-

rende Begriffspaare: «Körper_Emotion», «Erlebnis_Raum», «Ding_Bedeutung».

Den Auftakt mit drei Beiträgen macht die Sektion «Körper_Emotion». In *Heisse Geschichte?* befasst sich Juliane Brauner mit dem historischen Lernen in Museen und Gedenkstätten, die zur Publikumsgenerierung auf «Erlebnisangebote» (S. 31) zurückgreifen. Diese dienen als Authentizitätsfiktionen, denn die museumskuratorischen Vermittlungsbemühungen zielen auf das Nacherleben und -fühlen der Emotionen der damaligen AkteurInnen. Im Sinn der Performativitätstheorie wird auch im Museum Bedeutung durch Handlungen hergestellt. Stefanie Samida geht in *Per Pedes in die Germania magna oder Zurück in die Vergangenheit?* dem historisch angelehnten Wandern auf dem Limes nach, der seit 2005 Teil des UNESCO-Weltkulturerbes ist. Seither ist eine zunehmende touristische Inbesitznahme auszumachen. Die Grundlage des Aufsatzes bildet ihre kurze Feldforschung zum Limes-Marsch von 2013, der mit Wetterunbill und der Inkompatibilität antiken Schuhwerks mit modernen, geteerten Strassen deutlich machte, dass der Körper und seine Leidensfähigkeit in dem Feld ebenso eine Rolle spielen. In *Atmosphären und Hierarchien der Geschichtserfahrung* wandelt Sarah Willner auf den Spuren Ötzis und heutiger AlpinistInnen, die den archäologischen Themenweg im Ötztal begehen, wobei von den prähistorischen BewohnerInnen kaum mehr etwas wahrnehmbar ist. Die Erinnerung muss hergestellt werden, so fühlen sich die Wandernden durch das unwegsame Gelände an die Urzeit gemahnt. Auch der Erfolg der sogenannten Paläodiät, auf welche die Wandernden teilweise zu sprechen kommen, zeugt vom Wunsch nach Immersion in die imaginierte Vorzeit.

Die nächste Sektion, «Erlebnis_Raum», umfasst vier Beiträge. Den Auftakt macht Frank Bösch mit *Geschichte als Erlebnis*. Es geht um Aneignung von Geschichte im

Sinn von *doing history*, dabei möchte Bösch Geschichte auch als Erlebnis verstanden wissen, das vom Zusammenspiel von Medien, Bühne beziehungsweise Ereignis und ZuschauerInnen lebt. Dieses Voneinanderleben nennt er «Geschichte in situ» (zum Beispiel S. 86). Seit den 1960er-Jahren steigt die Zahl der Ereignisse, bei denen Menschen bewusst ist, dass sie historischen Momenten beiwohnen. Dies ist in grossem Mass den Medien zu verdanken, die es ermöglichen, vermeintlich live dabei zu sein. Weiter geht es mit *Reenacting Across Six Generations*. Wolfgang Hochbruck fragt nach den Praktiken des Reenactments des amerikanischen Bürgerkriegs im Lauf der Zeit, die deutliche Veränderungen durchlaufen haben. Das Reenactment der Schlachten war lange auf die Südstaaten beschränkt, wo sie der Erinnerung dienten. Das Reenactment werde so ein Mittel der Demokratisierung, «reenactments are an indication of how democratisation works, of how people can take history into their own hands» (S. 110).

Georg Kochs *Vom Fund zur Figur* handelt von der Darstellung historischer Lebenswelten durch *living history*, wie sie in Freilandmuseen und von ExperimentalarchäologInnen verwendet wird. Reenactments im Bereich der Ur- und Frühgeschichte gehören zum Bereich der Wissenschaftspopularisierung. Koch geht auf die frühen prähistorischen Filme ein, die im Deutschland der 1920er- und 30er-Jahre entstanden. Diese sollten als «Fenster zur Vergangenheit» (S. 119) dienen, waren aber deutlich ideologisch geprägt. Nach 1945 galt in Deutschland in der Archäologie ein Ideologieverbot, es herrschte ein Auf-Distanz-Gehen zur Wissenschaftspopularisierung vor. Anders in England, wo sich dokumentarische Sendungen zu Archäologie grosser Beliebtheit erfreuten. Beide Länder weisen die Tendenz auf, Urgeschichte als sinnstiftende Erzählung zu inszenieren, was den Reiz, den diese

Filme auf das breite Publikum ausüb(t)en, zu erklären vermag. Den abschliessenden Beitrag dieser Sektion liefert Bernhard Tschofen mit *Eingeatmete Geschichte*. Der Topos des Geschichte-Einatmens wird in Reiseführern und -berichten immer wieder bemüht. Gefühle und Gefühltes fungieren als Zugang zur Geschichte, wobei Gefühle und Vorstellungen erlernt sind und eine mediale Rahmung besitzen. Die «Idee authentischen Erlebens» (S. 146) führt zu einer Aufwertung des Laienwissens, das unmittelbarer Zugang zu Geschichte und Gefühlen erlaubt als das Expertenwissen. Der bis anhin bemühte, aber als problematisch zu betrachtende Gegensatz von Wissenschaft und Praxis sollte überwunden werden, erste Ansätze sind bereits gemacht worden.

Die dritte Sektion widmet sich in fünf Beiträgen dem Kreis «Ding_Bedeutung». Mads Daugbjerg fragt in *As Real as it Gets* anhand von US-amerikanischen Gruppen, die den Bürgerkrieg nachspielen, nach der Bedeutung, die dem Wissen in der Reenactment-Szene zugeschrieben wird. Es geht oftmals um einen «clash between bookish knowledge and lived experience» (S. 154). Materielles ist für Reenactment zentral, ohne die Dinge geht es nicht. Die Ausrüstung und ihre Akuratesse respektive Authentizität entscheiden über die Ernsthaftigkeit des Versuchs, Geschichte erlebbar zu machen. Wie das Beispiel von Gettysburg zeigt, gehen die Bestrebungen auch dahin, das Gelände zu historisieren, indem all das, dessen Existenz zum Zeitpunkt der Schlacht nicht belegt ist, rückgebaut werden soll. In *Etwas Altes, etwas Neues, etwas Geliehenes ...* beschäftigt sich Anja Dreschke mit der Erfindung von Ritualen in verschiedenen Reenactment-Szenen aus der Umgebung von Köln, die sie im Rahmen eines Projekts seit längerer Zeit begleitet. Der Charakter dieser Aufführungen ist nach ihr hybrid – eine «unterhaltsame Form der

Geschichtsvermittlung» (S. 174), die den immersiven Zugang zu Geschichte betont. Es wird mittels zweier Verfahren auf das körperlich-sinnliche Nacherleben gezielt, einerseits mit dem Anfertigen von Replikas von Artefakten, andererseits durch die Performanz im Nachspielen. In *Spirituelles Reenactment?* von René Gründer geht es um neuheidnische Gruppierungen (*Asatru*) und deren *living history*-Bezug auf die Geschichte. *Asatru* versucht, die heidnische Religion der Germanen als Religion der Gegenwart wiederzubeleben respektive zu erschaffen, das kann als Spielart von *living history* betrachtet werden. In ihrem Zugang zu Geschichte unterscheiden sich die *reconstructionists* von den *eclectic pagans*. Die *reconstructionists* vertreten die Forderung nach «einer weitgehenden Rekonstruktion historischer Kultur» (S. 199), um so Authentizität zu generieren, während *eclectic pagans* den Authentizitätsanspruch kaum oder weniger vertreten und auf den synkretistischen Charakter religiöser Handlungen hinweisen. Im vorliegenden Fall zeigt sich das daran, dass Erstere Kleidung und Kultgegenstände selbst und möglichst authentisch herzustellen versuchen, während Letztere mehr die Funktionsgleichheit betonen – ein gekaufter Hammer kann als Donars Mjölnir dienen. Ausgehend von der Feststellung, dass die «performative Inszenierung von Mittelalter» (S. 211) boomt, leitet Sven Kommer in *Von *Braveheart* zur Archivarbeit* zur Wissenskultur des Mittelalters und zu den damit einhergehenden Versuchen der Selbstermächtigung verschiedener Kreise über, die immer wieder von der Frage nach der Authentizität eingeholt werden. Die Akkumulation von Wissen über das Mittelalter ist bei den in der Mittelalter-Szene Aktiven wichtig. Was als Wissenskultur gefasst werden kann, trägt wesentlich zu deren Konstitution bei, wobei in dem Fall mit Bourdieu von den *Feinen Unterschieden* gesprochen werden kann, wie welches Wissen – auch

das nichtakademische – geschätzt und verhandelt wird. Diese Sektion und damit das Buch schliesst mit Miriam Sénécheaus Beitrag zu *Living History, Archäologie und NS-Propaganda*, wobei es um eine germanische Sonnenwendfeier von 1933 geht. Diese von der NSDAP organisierte Feier legt Zeugnis von der damaligen Germanenbegeisterung, ja -ideologie ab. Für diese Sonnenwendfeier wurden Prähistoriker als Fachberater beigezogen (darunter Albert Kiekebusch mit deutlicher Affinität zu nationalsozialistischem Gedankengut), um ein Germanenbild als Hort der abendländischen Zivilisation zu entwerfen.

Doing History versammelt 13 anregende Beiträge, die sich den Themen Geschichtsaneignung, *living history* und Reenactment unter verschiedenen Blickwinkeln nähern. Die betrachteten Epochen reichen von der Vorzeit bis in die Gegenwart. So legt das Buch Zeugnis vom Boom ab, den *living history* und Reenactment gegenwärtig in Kultur und Wissenschaft erfahren. Insgesamt ist es ein interessantes und lebhaftes Buch, dem eine zahlreiche Leserschaft zu wünschen ist, und zugleich ein gelungener Auftakt für die neue Schriftenreihe *Edition Historische Kulturwissenschaften*.

MERET FEHLMANN

Eingesandte Bücher

ARANTES, LYDIA MARIA: Verstrickungen. Kulturanthropologische Perspektiven auf Stricken und Handarbeit. Berlin: Panama, 2017, 350 S., ill.

BAIER, TOM U. A. (Hg.): Die Welt reparieren. Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis. Bielefeld: transcript, 2016, 352 S., ill.

BARTH, MANUELA: Kollektive Visualisierungen in Fotocommunities (Münchener Beiträge zur Volkskunde, 45). Müns- ter: Waxmann, 2016, 376 S., ill.

BELLE, IRIS: From Economic Zone to Eco-City? Urban Governance and Urban Development Trends in Tianjin's Coastal Area (Urbanization of the Earth, 13). Stuttgart: Borntäger, 2015, 203 S., ill.

BELLWALD, WERNER U. A. (Hg.): Ried im Löt-schental und das Haus von Bergführer Peter Siegen. Kleine Festschrift zum 400. Geburtstag des Wohnhauses, in dem unter anderen Bergführer Peter Siegen (1825–1906) lebte. Mit Texten von Hansruedi Krütti, Doris Forster, Vera Tobler und Werner Bellwald. Ried: Selbstverlag, 2016, 108 S., ill.

BÖHM, KERSTIN: Archaisierung und Pinkifi-zierung. Mythen von Männlichkeit und Weiblichkeit in der Kinder- und Jugendliteratur (Lettre). Bielefeld: transcript, 2017, 240 S.

BONZ, JOCHEN U. A. (Hg.): Ethnographie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wies-baden: Springer, 2017, 450 S., ill.

BOSE, FRIEDERICH VON: Das Humboldt-Forum. Eine Ethnografie seiner Planung. Berlin: Kadmos, 2016, 320 S., ill.

BURGER, FRANZ: Das Lied von Courgenay. Die wahre Entstehungsgeschichte. Das wundersamste Liederschicksal. O. O.: Das Entlebucher Medienhaus, 2016, 305 S., ill.

DRASCEK, DANIEL U. A. (Hg.): Bräuche – Me-dien – Transformationen. Zum Ver-hältnis von performativen Praktiken und medialen (Re-)Präsentationen (Bayerische Schriften zur Volks-kunde, 11). München: Institut für Volkskunde 2016, 376 S., ill.

FERRARO, GABRIELA: In München steht ein Hofbräuhaus. Eine atmosphärische Topographie aus kulturwissenschaftli-cher Sicht. München: Utz, 2016, 134 S., ill.

FISCHER, NORBERT: Von Seedeichen und Sturmfluten. Zur Geschichte der Dei-

- che in Cuxhaven. Stade: Landschaftsverband Stade, 2016, 409 S., ill.
- GYR, UELI: *Eigen. Fremd. Alltäglich. Heitere Aufsätze und Positionen zur Gegenwartskultur*. Zürich: Selbstverlag, 2017, 265 S.
- Hoch hinaus. Wege und Hütten in den Alpen. Köln: Böhlau, 2016, 674 S., ill.
- HÖPFLINGER, ANNA-KATHARINA; MÜLLER, YVES: *Ossarium. Beinhäuser der Schweiz*. Zürich: Pano, 2016, 256 S., ill.
- Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde. Bd. 57 (2016). Schwerpunktthema: Gesundheit und Krankheit bei russlanddeutschen (Spät-) Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern. Münster: Waxmann, 2016, 2014 S., ill.
- KAMMERHOFER-AGGERMANN, ULRIKE (Hg.): *Matthias tanzt. Salzburger Tresterer on Stage. Kunst und Wissenschaft im Dialog* (Österreichisches Museum für Volkskunde, 3; Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 24). Salzburg, Wien: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2017, 176 S., ill.
- KLEIN, INGA U. A. (Hg.): *Hüllen und Enthüllungen. (Un-)Sichtbarkeit aus kulturwissenschaftlicher Perspektive* (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung, 10). Berlin: Reimer, 2017, 268 S., ill.
- LEBEN, JÖRG: *Rad Fahrende. Wer sie sind und was sie brauchen (Mobilität und Gesellschaft, 7)*. Berlin: LIT, 2016, 352 S.
- MAY, SARAH: *Ausgezeichnet! Zur Konstituierung kulturellen Eigentums durch geografische Herkunftsangaben (Göttingen Studies in Cultural Property, 11)*. Göttingen: Göttinger Universitätsverlag, 2016, 326 S., ill.
- NIEM, CHRISTINA U. A. (Hg.): *Erfahren – Benennen – Verstehen. Den Alltag unter die Lupe nehmen. Festschrift für Michael Simon zum 60. Geburtstag* (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 12). Münster: Waxmann, 2016, 470 S., ill.
- NOYES, DOROTHY: *Humble Theory. Folklore's Grasp on Social Life*. Bloomington: Indiana University Press, 2016, 459 S.
- REST, MATTHÄUS U. A. (Hg.): *Wild und schön. Der Krampus im Salzburger Land* (Österreichische Kulturforschung, 21). Berlin: LIT, 2016, 320 S., ill.
- RÖHRICH, LUTZ: *Begegnungen. Erinnerungen an meinen Kollegen- und Freundeskreis. Mit biobibliographischen Anmerkungen und einem Gesamtverzeichnis der Publikationen Röhrichs* hg. von Wolfgang Mieder. Münster: Waxmann, 2016 (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturge schichte, 7), 224 S., ill.
- SCHARFE, MARTIN: *Herz der Höhe. Eine Kultur- und Seelengeschichte des Bergsteigens*. Köln: Böhlau, 2017, 400 S., ill.
- SCHMIDT-LAUBER, BRIGITTA U. A. (Hg.): *Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 40). Universität Wien: Institut für Europäische Ethnologie, 2016, 217 S.
- SPRINGER, THOMAS U. A. (Hg.): *Draussen. Zum neuen Naturbezug in der Popkultur der Gegenwart*. Bielefeld: transcript, 2016, 304 S., ill.
- WARNEKEN, BERND JÜRGEN: *Fraternité! Schöne Augenblicke in der europäischen Geschichte*. Wien: Böhlau, 2016, 341 S., ill.
- WEDEMEYER-KOLWE, BERND: *Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland*. Mainz: Phillip von Zabern, 208 S., ill.